

*Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Hrsg. von Adam Wandruszka u. Peter Urbanitsch. Bd. V: Die bewaffnete Macht.*

Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1987, 864 S., 4 Karten.

Der fünfte des inzwischen auf elf Bände ausgelegten Standardwerkes zur Geschichte der Donaumonarchie behandelt die Entwicklung und Rolle der bewaffneten

Macht des Vielvölkerstaates von ihrem Einsatz gegen das liberale Bürgertum und nationale Loslösungsbestrebungen im Jahre 1848 bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs. Welche Bedeutung ihr dabei zugeschrieben wird, macht der Herausgeber Adam Wandruszka mit seinem Vorwort deutlich: Er stellt es unter Franz Grillparzers 1848 auf Radetzky's Italienarmee gedichteten Satz „In Deinem Lager ist Österreich“ – und hebt das Selbstverständnis des Militärs sowie seinen Anspruch hervor, „die großen trennenden nationalen und sozialen Gegensätze in einer zugleich elitären und kameradschaftlichen ... Gemeinschaft zu überwinden“ (S. X).

Leider ist der Band ein Torso, da er 1914 endet: Auf die Hereinnahme eines Beitrags über die bewaffnete Macht im Ersten Weltkrieg haben die Herausgeber verzichtet, „weil sonst dieser Band zu umfangreich wäre“ (S. XI). Dies hätte sich vielleicht schon durch eine Straffung des ungemein materialreichen Beitrags über die Gliederung und Aufgabenstellung der k. (u.) k. Armee von Walter Wagner (er umfaßt immerhin 491 Seiten) beheben lassen. Über die „Monarchie im Kriege“ ist zwar nun ein eigener Band des Werkes angekündigt, doch wäre es schlüssiger gewesen, die Geschehnisse der österreichisch-ungarischen Armee im Weltkrieg im Gesamtzusammenhang ihrer Geschichte seit 1848 mit zu behandeln – nicht mit der Aufzählung und detaillierten Beschreibung von Schlachten, sondern mit der Darstellung des Verfalls und Zerfalls der Streitkräfte als Folge einer ungeheuren Überforderung und des Weges in die zwangsläufige Niederlage, wie ihn etwa Fritz Weber in seinem Erlebnisbuch „Das Ende der alten Armee“ mit bedrückender Deutlichkeit nachzeichnet.

Etwas gewagt erscheint deshalb in diesem Zusammenhang der Hinweis Wandruszkas auf das „noch immer nicht überholte“ von Edmund Glaise von Horstenau und Rudolf Kiszling herausgegebene siebenbändige Werk „Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914–1918“. Denn die in der Zeit zwischen den Weltkriegen entstandenen Arbeiten Glaises und Kiszlings gehören bei aller Qualität der zwischen Rechtfertigung und Glorifizierung angesiedelten „Kriegsgeschichtsschreibung“ an und sind inzwischen wohl doch überholt, weil von nur begrenztem Erkenntniswert.

Aber die Behandlung dieses Themas hat in der österreichischen Geschichtsschreibung offensichtlich auch noch siebzig Jahre nach dem Ende der Donaumonarchie ihre Besonderheiten. Die k. k. (ab 1868 k. u. k.) Armee hat seit der Niederlage von Königgrätz gegen Preußen – ob berechtigt oder unberechtigt, kann dahingestellt bleiben – unter einem Minderwertigkeitskomplex gegenüber den „Deutschen“ gelitten, der sich im Ersten Weltkrieg noch verstärkte. Eine in Österreich kolportierte Anekdote läßt einen preußischen Oberst nach der Verlegung seines Regiments an die Karpatenfront zu seinen Offizieren sagen: „Meine Herren, wir werden von nun an Seite an Seite mit unseren österreichischen Waffenbrüdern fechten. Ich verbitte mir alle diesbezüglichen Bemerkungen.“ So zog sich durch die in der ersten österreichischen Republik entstandene Erinnerungs- und Aufarbeitungsliteratur denn auch wie ein roter Faden die Hervorhebung der besonderen Tugenden und Qualitäten der „alten Armee“ und eine oft schon hagiographische Darstellung ihrer Führer: des „Soldatenvaters“ Radetzky, des „Siegers von Custoza“ Erzherzog Albrecht und (obwohl oder gerade weil er doch für den leichtfertigen Griff zu den Waffen 1914 mit verantwortlich war) des Generalstabschefs Conrad von Hötzendorf. Und eben dieser rote Faden findet sich nun

auch in dem vorliegenden Band wieder, wenn Radetzky gerne als der „greise Feldmarschall“ apostrophiert und der unglückliche Verlierer von Königgrätz, Benedek, als „Kriegsmann von draufgängerischer Tapferkeit, von korrektestem Pflichtgefühl und penibler Ehrauffassung“ beschrieben wird, an dem „das sonst so abgegriffene Schlagwort vom ‚Ritter ohne Furcht und Tadel‘ fast so etwas wie Realität“ geworden sei (S. 32).

Das vorstehende Zitat ist dem Beitrag von Johann Christoph Allmayer-Beck über die bewaffnete Macht in Staat und Gesellschaft entnommen. Er beschreibt sehr sachkundig und gut lesbar die Entwicklung der Streitkräfte als Träger einer supranationalen Monarchie, als „gewichtigstes Argument“ gegen die liberalen und nationalen Strömungen und als „Hebel der monarchischen Gewalt“. Die Armee des Kaisers konnte vor Zugriffen des sich etablierenden parlamentarischen Systems, geschützt von nationalen Eingriffen, weitgehend freigehalten werden. Nach 1868 stellte die k.u.k. Doppelmonarchie auch in militärischen Fragen alle nationalen Interessen neben den deutschen und ungarischen konsequent hintan und verwehrte insbesondere den Tschechen – z. B. in der Frage einer eigenen Landwehr ähnlich der ungarischen Honvéd – jede Selbständigkeit.

Die Beiträge Allmayer-Becks und Wagners verdeutlichen die konservative Haltung Erzherzog Albrechts, der in den wechselnden Machtkämpfen zwischen Armeeoberkommando, Kriegsminister, Generalstabschef und Generaladjutantur bis 1895 eine dominierende Rolle spielte und der Armee ihr Gepräge gab. Der Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand steht dagegen für nicht immer planvolle Versuche einer Aufweichung der starren nationalen Fronten unter Zurückdrängung der ungarischen Vorherrschaft. Angesichts des stets von neuem aufflammenden Konflikts zwischen den beiden Reichshälften ließ der Chef des Generalstabes Beck-Rzikowsky 1905 sogar einen „Kriegsfall U(ngarn)“ in seinem Operationsbüro eingehend bearbeiten (S. 95).

Dennoch blieb die Armee stabilisierender Faktor des Vielvölkerstaates. „Armee“ ist hier allerdings größtenteils synonym mit „Offizierskorps“, dem denn auch die besondere Aufmerksamkeit der Autoren gilt. Sie zeigen, wie es sich, in der bürgerlichen Gesellschaft zunehmend isoliert und von deren politischen und sozialen Entwicklungen weitgehend ausgeschlossen, auf die Fiktion einer verschworenen Gemeinschaft in „des Kaisers Rock“ zurückzog. Daß die eingezogenen Mannschaften unter dem Kommando fast ausschließlich deutscher und magyarischer Offiziere (1910 zusammen 88 % des Offiziersstandes) über die Supranationalität und die Ehrenpflicht des Soldaten anders dachten, wird eher beiläufig abgehandelt: am Beispiel des Prager Infanterieregiments Nr. 28 etwa, das 1893 „wegen verschiedener Ausschreitungen“ nach Linz verlegt wurde – und das dann im Weltkrieg auch zum bekanntesten „Überläuferregiment“ geworden ist. Wo Allmayer-Beck zur Charakterisierung des k.u.k. Offiziers Roda Roda und Schnitzler zitiert, hätte er auch auf Jaroslav Hašek zurückgreifen müssen, dessen meisterhafte Darstellung des Oberleutnant Lukasch die Ambivalenz der tschechischen Offiziere, ja überhaupt der nicht den beiden staatstragenden Nationen angehörenden Soldaten, deutlich macht. Man konnte übrigens die Tschechen nicht „auf Grund ihres hohen Intelligenzgrades relativ leicht an technischen Geräten, etwa bei den Pionieren, ausbilden“ (S. 93), sondern weil es unter ihnen besonders viele technisch ausgebildete Industriearbeiter gab, die freilich dann auch selbstbewußt genug

waren, sich dem Disziplinarstrafrecht mit „Anbinden“ und „Krummschließen“ nicht widerspruchlos zu fügen. Die Interpellationen wegen Soldatenmißhandlungen und die „ganz ungewöhnlich hohe Quote der Soldatenselbstmorde in der k.u.k. Armee“ (S. 111) hatten also durchaus ihre Gründe in der inneren Verfaßtheit dieser Armee. Denn auch Roda Rodas „reizende Anekdote vom Generalmajor Johann Kiefer“ (S. 94) endet ja mit Ohrfeigen für einen siebenbürgischen Zigeuner, der den Namen seines Divisionskommandanten in der deutschen Kommandosprache nicht fehlerfrei herunterrasseln kann.

Wie sich die von Ungarn 1868 bei der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht durchgesetzte Einrichtung einer jeweils eigenen Landwehr in den beiden Reichshälften in der Praxis vollzog und auswirkte, behandelt der präzise und sachkundige Beitrag von Tibor Papp über die königlich-ungarische Landwehr (Honvéd), der deren militärisch-politische Rolle aufzeigt.

Die Honvéd, „im Kriege zur Unterstützung der Armee und zur inneren Verteidigung, im Frieden ausnahmsweise zur Erhaltung der inneren Ordnung und Sicherheit berufen“ (S. 644), war mit ihrer einheitlichen Organisation, Kommandosprache und Ausbildung sowie ihrer der ungarischen Tracht entlehnten Uniform das Musterbeispiel einer nationalen Wehrmacht, auf das insbesondere die Tschechen mit verständlichem Neid blickten.

Die spezielle Entwicklung der österreichischen (später österreichisch-ungarischen) Flotte im Spannungsfeld von Politik und Technik beschreibt Lothar Höbelt in seinem Beitrag über die Marine. Dort sind die Überlegungen wiedergegeben, aus denen heraus die Donaumonarchie zur Seemacht werden wollte: Spätestens seit den neunziger Jahren mündeten sie, losgelöst von der Einsicht in die strategische Lage des engen adriatischen Seeraums, in das Dogma der Entscheidungsschlacht zwischen den Schlachtflotten (und waren damit unmittelbar gegen den Noch-Verbündeten Italien gerichtet). Die Beschreibungen der Logistik und des Personals zeigen, wie auch in Österreich-Ungarn die „moderne“ Marine sich von der stärker traditionsgebundenen Armee unterschied, im größeren innovativen Verständnis ebenso wie in der mehr bürgerlichen Zusammensetzung des Offizierskorps. Daß hier die beim Heer eindeutige Dominanz der Deutsch-Österreicher und Ungarn weniger stark ausgeprägt war, lag nicht so sehr an politischen als an geographisch-technischen Konditionen. Den Unterschied belegt eine Nationalitätenstatistik der Kriegsmarine (S. 745), wonach dort 1910 deutsche und ungarische Offiziere mit 63,9 % vertreten waren, tschechische und – naturgemäß – italienische sowie kroatisch-serbische aber mit immerhin jeweils über 9 %.

Den Hauptteil des Buches macht die bereits genannte akribische Darstellung der Gliederung und Aufgabenstellung der Armee von Walter Wagner aus. Hier finden sich detaillierte Angaben über die Führungsstrukturen ebenso wie über die Waffengattungen und ihre Gliederungen und Truppen und alle Arten von Logistik sowie die taktische Ausbildung. Daneben steht eine kursorische Übersicht über die Feldzüge und Mobilisierungen (die in ähnlicher Form für den Ersten Weltkrieg wohl auch ausgereicht haben würde). Die Darstellung ist in die beiden Perioden von 1848 bis 1866 und von 1866 bis 1914 gegliedert und macht so die Zäsur des verlorenen Krieges gegen Preußen besonders deutlich. Dieser Beitrag hat besten Handbuchcharakter, so wie auch das Verzeichnis der verwendeten Literatur durchaus als Bibliographie gelten

kann. Wer Informationen bis hin zur Art und Veränderung der Monturen und Uniformen sucht, wird sie hier finden und sich zugleich einen Überblick über die Entwicklung und Geschichte der k. (u.)k. Armee verschaffen können.

Beim Durchlesen des Bandes (der zweifellos kein Lesebuch ist, sondern ein Nachschlagewerk) bleibt aber der dringende Wunsch zurück, es möge, aufgebaut auf ihn und aus den besprochenen Beiträgen hervorgehend, nun auch eine vollständige Gesellschaftsgeschichte der bewaffneten Macht der Habsburgermonarchie geschrieben werden.